

Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 10 (1914)
Heft: 4

Artikel: Zur Geschichte des Gasterntals
Autor: Dübi, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-181238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BLÄTTER FÜR BERNISCHE GESCHICHTE KUNST UND ALTERTUMSKUNDE

R. MÜNCHER

Heft 4.

X. Jahrgang.

Dezember 1914.

Erscheint 4mal jährlich, je 4—5 Bogen stark. **Jahres-Abonnement: Fr. 4. 80** (exklusive Porto).

Jedes Heft bildet für sich ein Ganzes und ist einzeln käuflich zum Preise von Fr. 1. 75.

Redaktion, Druck und Verlag: Dr. Gustav Grunau, Falkenplatz 11, Bern, Länggasse.

Zur Geschichte des Gasterntals.

Von Dr. Heinrich Dübi.

Vorbemerkung des Verfassers. Die nicht streng wissenschaftliche Form der Darstellung bitte ich damit zu entschuldigen, dass der Artikel ursprünglich für die Veröffentlichung in einem alpin-belletristischen Prachtwerk bestimmt war, dessen Erscheinen wegen des Kriegsausbruches sistiert werden musste. Zu einer Umarbeitung für die speziellen Zwecke der „Blätter für bernische Geschichte“ fehlte es an Zeit, da die Veröffentlichung noch im 4. Heft 1914 erfolgen soll. Aus dem gleichen Grunde konnten auch die Verweise auf frühere Publikationen über diesen Gegenstand, denen ich manches entnommen habe, nicht angebracht werden.

* * *

Der moderne Reisende, oder besser gesagt der unmoderne Fussgänger, welcher, nur wenige hundert Schritte vom

Nordportal des Lötschbergtunnels entfernt, von dem nach der Gemmi führenden Talstrasse abbiegt und durch die noch in leidlicher Naturtreue erhaltenen Waldanlagen der im hintersten Teil des Kandersteger „Bödeli“, dem Eggenschwand, gelegenen Hotels Gemmi und Bären dem Eingang der Klus zustrebt, um durch diese hinauf den Gasternboden und den Fuss des Lötschenpasses zu erreichen, welcher in gleicher Richtung wie die unter ihm den Lötschberg durchtunnelnde Eisenbahn ins Lötschen- und ins Rhonetal führt, denkt bei seiner Wanderung schwerlich daran, dass er sich auf einer uralten Völkerstrasse befindet, und dass in vergangenen Jahrhunderten Tausende, in Krieg und Frieden, und zu sehr verschiedenen Zwecken vor ihm denselben Weg gewandert sind. Diese Klus ist wie andere dieses Namens ein Durchgangstor von Norden nach Süden oder umgekehrt, man kann fast sagen von jeher gewesen. Nur die Gemmi macht ihr in dieser Beziehung den Rang streitig, indem schon 1232 in einem Lehenbrief unter dem Namen *Gurnigulum* und 1252 in einem Allianzvertrag zwischen dem Bischof von Sitten und der Stadt Bern als *planum de Gurmilz* die jetzige Spittel-matt, auf der Nordseite des Passes, erwähnt wird, während die erste urkundliche Erwähnung des Lötschenpasses auf das Jahr 1352, also genau ein Jahrhundert später fällt. Damals verpfändete nämlich Johann von Weissenburg, in dessen Hand das Erbe der Barone vom Turm zu Gestelen (*de la Tour-Châtillon*) im Frutigland gefallen war, alle seine Besitzungen im oberen Kandertal auf die Dauer von 5 Jahren an die Stadt Bern. Als Grenzen werden im Süden angegeben die „*niveos montes in Gastron, ad crucem*“. Kurz darauf, 1366, schlossen die Leute von Leuk mit denen vom Lötschentäl einen Bündnisvertrag, in welchem die letzteren sich verpflichteten, die auf ihrem Gebiet befindlichen Uebergänge zwischen der „*Bassya de Champix usque ad das Balenhorn quod est super Gandeccum*“ zu hüten und 1367 kam ein ähnlicher Vertrag zwischen den Leuten von Leuk und denen von Lötschen und *Lagastrona* zustande. Die Gründe zu diesen Verträgen und die darin erwähnten Oertlichkeiten sind klar. In den Wirren, welche den Zusammenbruch der Walliser

Dynasten von Raron und Thurn einerseits, der Freiherrn von Weissenburg anderseits begleiteten, waren die für Krieg und Handelsverkehr gleich wichtigen Pässe über die Gemmi und den Lötschberg, sowie das noch zu erwähnende Verbindungsstück zwischen beiden herrenlos geworden und die neuen Angrenzer, die Gemeinden von Leuk, des Lötschentals und des Kandertals, beziehungsweise deren Oberherrn, die Zehnten Raron und Leuk und der Berner Kastlan zu Frutigen mussten darauf bedacht sein die Grenzverhältnisse und die gegenseitigen Beziehungen zu ordnen und Störungen im Besitzstand tunlichst zu vermeiden. „Beim Kreuz“ ist die noch auf Karten des 19. Jahrhunderts vorkommende Bezeichnung für die Höhe des Lötschenpasses, 2695 m. Unter *Gandegg* — dies ist das ächte deutsche Wort für das alpine Lehnwort Moräne — verstanden die Chronisten des 14. und 15. Jahrhunderts die rechtsseitige (östliche) Moräne des Lötschengletschers, während der Ausdruck später auf den ganzen oberen Teil des Passweges auf der Berner Seite ausgedehnt wurde. Das Balen- oder Balmhorn ist benannt nach einer noch 1886 von dem Verfasser zum Biwak benutzten Höhle, 2421 m, am *linken* Ufer des Gletschers und am Ostfuss des Gipfels, auf einer kleinen Terrasse oberhalb der Gfällalp, die von Konrad Justinger zum Jahre 1419 als das *Wildelsigki* bezeichnet wird. (Unbewusst einem Irrtum des Bernischen „Stucklieutenants und Geometers“ Bodmer folgend, hat der Topographische Atlas auf Bl. 473 diesen Namen ca. 500 m höher auf das felsige Plateau am Nordabhang des Balmhorns verlegt.) Aber wie übereinstimmende Bronzefunde in Leuk und Kandersteg es wahrscheinlich machen, dass die Gemmi schon in praehistorischer Zeit wegsam war, so sprechen historische Gründe dafür, dass der Lötschenpass, der, abgesehen von dem unbedeutenden Gletscher, technisch eher weniger Schwierigkeiten bot als jene, mindestens seit dem 14. Jahrhundert den direkten Verkehr zwischen dem Rhone- und dem Kandertal vermittelte. Denn wie sollte es anders zu erklären sein, dass seit 1306 Leibeigene, genannt die *Lötscher*, im Hintergrund des Lauterbrunnentals, auf der Sefinenalp und in Ammertten erwähnt werden, die 1346 von Peter vom

Turm zu Gestelen an das Kloster Interlaken veräussert werden. Dieser Peter ist der Sohn und Erbe Johannes vom Turm, welchem durch seine Heirat mit Elisabeth von Wädiswil um das Jahr 1300 die Herrschaft Frutigen und, wie es scheint, auch die von Mülinen und Kien zugefallen waren. Dieser Walliser Dynast konnte also seinen Leuteüberschuss aus dem Lötschental, das seiner Familie seit mindestens 1233 gehörte, über den Lötschenpass, den Dündengrat und die Sefinenfurgge nach Lauterbrunnen verpflanzen, ohne irgendwo fremdes Herrschaftsgebiet zu berühren. Dass diese Lötscher-Kolonie ziemlich zahlreich war, geht aus ihrer weiten Verbreitung, bis auf die Planalp oberhalb Brienz, ja bis in die Gegend von Thun und Blumenstein, wie Dr. Coolidge nachgewiesen hat, hervor. Wenn das noch eine friedliche, wenn auch vielleicht keine freiwillige Wanderung über den Lötschenpass ins Gasterntal und weiter war, so stossen wir bald hernach auf kriegerische Züge in derselben Gegend.

Aus einer Urkunde von 1374 vernehmen wir, dass gegen Einfälle der Walliser in das Kandertal ein Palisadenwerk, genannt die *Tülle*, an einer engen Stelle des Gasterntals, wahrscheinlich am obern Ende der Schlucht, die nach Kandersteg hinunter führt, errichtet war. Dieses Pfahlwerk, das in Friedenszeiten auch als Wehre gegen das Verlaufen des Viehs dienen mochte, sperrte zugleich den engen Fusspfad, welcher vom Gasternholz längs dem Schwarzbach auf den Gemmipassweg hinaufführt, den er bei der Alp Winteregg erreicht. An dieser Stelle haftet der Name *Gurnigel*. In einem am 8. Brachmonat 1346 auf Schloss Mannenberg im Simmental abgeschlossenen Landfrieden verpflichten sich „die Leute von Nieder-Sibenthal denen von Frutigen den Schaden zu ersetzen, welchen sie ihnen durch Raubzüge auf die Alpen Gornigel und Entschiglen zugefügt hatten“. Aus anderen Urkunden wissen wir, dass „Entschiglen“ die heutige Engstligenalp ist, über welche ein gut passierbarer Weg von Adelboden aus nach der „Roten Kumme“ und über diese nach Schwarzenbach und zur Spittelmatte führt. Beide Alpen gehörten bis 1379 dem Bischof von Sitten, aber schon 1232 hatte Werner von Kien sie von diesem zu Lehen empfangen und in

der eben erwähnten Urkunde von 1340 werden die „Lapides grossi in loco Gornigel“ als Landmarche genannt. Diese Felshöcker — Gornigel ist das ml. *corniculum* — liegen aber nahe dem oberen Ende der auf den Lötschenpassweg beim Gasterholz hinunterführenden Schlucht und in dem oben erwähnten Versatzbrief von 1352 werden neben den „Schneebergen in Gastern bei dem Kreuz“ wieder die „grossen Steine bei Gornigel“ als Grenzen genannt. Man sieht also, dass Wegrichtungen und Pfade, die heute nur noch für Touristen in Betracht kommen, im 14. Jahrhundert verkehrspolitische und strategische Bedeutung hatten.

Nachdem wir so die Grenzen des Gasterntales gegen das Wallis umschrieben haben, wenden wir uns den Grenzfehden zu, welche sich bald nach den bisher erwähnten Ereignissen hier abgespielt haben. Zum Jahre 1384 berichtet der Berner Chronist Konrad Justinger: „Da zogen die von Bern auf Gandegg und wollten des Weges hinein gen Wallis ziehen; da hatten aber die Walliser die Landwehr (*Huoten*) besetzt und vermochte man nicht über das Gebirge zu kommen“. Um die Passhöhe leichter zu verteidigen, hatten die Walliser also die Landesgrenze überschritten und am rechten Ufer des Gletschers, der „Balm im Wildelsigki“ gegenüber, eine feste Stellung bezogen, welche den am gleichen Ufer von der Gfällalp (1840 m) her über Schönenbühl (2099 m) neben dem Gletscherabsturz herauf führenden Passweg beherrschte. An diesem Hindernis scheiterte der Angriff der Berner. Besser gelang es ihnen im Jahre 1419. Folgen wir wieder dem Berichte Justingers, den wir in heutiger Sprache wiedergeben: „Also zogen die von Bern und hundert von Freiburg, hundert von Solothurn, die von Thun, Unterseen, Interlaken, Frutigen, Aeschi, Ober- und Nieder-Simmental, alle mit ihrem Panner, auf St. Laurentien Abend (9. August), man schätzte das Kriegsvolk auf 5000 Mann. Also sandte man behende Leute (*rösch Knechte*) voran, welche das „Wild Elsigki“ einnahmen. Also zog man nach Gastern hinauf am St. Laurentztag (10. August) früh auf den Schönenbühl. Da zeigten sich die von Wallis mit zwei Pannern an der Gandegg und die Vorhut lief gegen sie und scharmützelte mit ihnen. Da

ward ein Walliser erschossen und ein Bäckergezell von Bern, Hänsli Türler, durch einen Wurf getötet. Nun hätten die Walliser, welche an der Landwehr lagen, gerne mit den Bernern am Wildelsigki unterhandelt und hielten sie lang hin. Zuletzt wollten sich die Gesellen von Bern — es waren Oberländer — an die Verhandlungen nicht mehr kehren, sondern griffen die Walliser an, so viel deren auch waren, und gewannen ihnen die Landwehr ab und jagten sie von der Gandegg. Also zog man auf den Gletscher [d. h. die Passhöhe] und lag man da die Nacht. Und so heiss der Tag gewesen war, so bitter kalt war die Nacht und man litt grossen Frost von Kälte und Ungewitter.“

Zu weiteren Kämpfen ist es an diesem Passe nicht mehr gekommen, aber noch wiederholt, so 1652, lesen wir von Verteidigungsmassregeln der Berner, bestehend aus der Aufstellung einer Hauptwache hinter Kandersteg mit vorgeschobenen Posten: bis zu den Kehren gegen die Gemmi und bis „zum Zugang des Bergs“ und zum ersten Steg über die Kander gegen den Lötschenpass. Aber auch die Walliser waren auf ihrer Hut; speziell während der Villmergerkriege. Der schon genannte Samuel Bodmer, welcher im Auftrage Meiner Gnädigen Herren in den Jahren 1701—1710 die Zeichnungen zu seinem „Marchbuch: darinnen beschrieben und verzeichnet stehet die hohen Landesmarchen der grossmächtigen Stadt Bern“ aufgenommen hat, zeichnet auf Bl. 248/9 seiner Marchpläne (von 1705) etwas unter dem Gipfel des Birghorns auf bernischer Seite ein Häuschen und schreibt als Erklärung dazu: „Walliser Wacht“. Lötschentaler Späher, welche von der Südseite heraufgekommen waren — es führt hier ein im *Climbers' Guide* beschriebener „guter“ Pass über die Wasserscheide — konnten von da aus das Gasterntal übersehen und einen Anmarsch der Berner gegen den Lötschenpass nach rückwärts signalisieren.

Aber man schlug sich nicht nur zwischen Bernern und Wallisern im Gasterntal und am Lötschberg, wie der Name für die „Gandegg“ oder das *passagium ad crucem*“ seit dem 16. Jahrhundert lautet; man vertrug sich auch dazwischen oder versuchte wenigstens sich zu vertragen. Schon 1520

wurden zwischen den Zehnten Raron, Visp und Brig einerseits und der Landschaft Frutigen anderseits Verhandlungen gepflogen „als von des Wegs wegen über den Lötschenberg zu machen“. Die konfessionellen Streitigkeiten mögen dieses Projekt, wie die nachfolgenden, vereitelt haben, aber es ist pikant, der Parole Bern-Lötschberg-Simplon, schon vor 400 Jahren zu begegnen.

Wenn damals die Initiative von den Wallisern ausgegangen zu sein scheint, so haben im 17. Jahrhundert die Berner den Plan wieder aufgenommen. Im Jahre 1695 wurde durch Ulrich Thormann und Abraham von Graffenried, im Auftrag der bernischen Obrigkeit, der Plan einer Strasse vom Gasterndörfli bis auf die Höhe des Lötschberges in Angriff genommen und bis 1698 durchgeführt. Der Weiterführung auf ihrem Gebiete aber setzten die Walliser, welche in diesem Strassenbau einen strategischen Vorteil der andersgläubigen Berner erblickten, Widerstand entgegen und wurden darin von den fünf alten Orten bestärkt, denen ohnedies mehr daran lag, dass Berns Transithandel dem Gotthard zu und vom Simplon- und Antronapass abgelenkt werde. Obschon also die Strasse bis zum Kreuz auf der Passhöhe kunstgerecht erstellt war, wollte Wallis für die Fortsetzung auf seiner Seite nicht nur keinen Beitrag geben, sondern es verweigerte auch seine Zustimmung, als die Unternehmer, denen an ihrem Plane viel gelegen war, diese Strecke auf eigene Kosten ausbauen wollten. Ja, es widersetzte sich auch der blossen Durchfuhr von Kaufmannsgütern. So blieb das Projekt ein Torso und der Bau, von dem eine im Berner Staatsarchiv aufbewahrte farbige Zeichnung, benannt: *Prospekt der Reparierten Strass über den Lötschenberg im Ampt Frutigen* beredtes Zeugnis ablegt, verfiel wieder, obschon für einige Zeit der Transit der Säumer und der „Lamparten“ d. h. der italienischen Kaufleute bedeutend zunahm. Vollends, als in den Jahren 1736—1741 der Gemmiweg von der Höhe der Daube bis zum Leukerbad von den Wallisern in guten Stand gesetzt und durch Mauern gegen den Abgrund zu gesichert wurde, musste der Lötschberg vor dieser Konkurrenz die Segel streichen. Der obere Teil der von Graffenried'schen

Weganlage, von der auf dem „Prospekt“ Gandegg benannten Stelle auf der rechten Seitenmoräne an längs dem Gletscher hinauf über die in den alten Marchplänen „Klerfen“ und „Sommertschuggen“ genannten Hänge und Felsstufen bis zum Kreuz auf der mit Schnee und Trümmern bedeckten Passhöhe, ist heute noch in Spuren erhalten. Der untere Teil, welcher im „Prospekt“ in der Höhe des Schönenbühl, 2099 m, vom „alten Weg“ nach Osten abbog, unter dem damals bedeutend weiter als jetzt hinabreichenden Gletscherende durch traversierte, den heute Leitibach genannten Gletscherabfluss überschritt und am rechten (östlichen) Gletscherrande in gemauerten Kehren hinaufstieg bis zur Wiedervereinigung mit der „alten Strass“ bei „Gandegg“, scheint nicht erhalten zu sein und wird jedenfalls nicht mehr benutzt. In umgekehrter Richtung, von der Passhöhe nach Selden hinunter, hat Gottlieb Studer noch 1835, um nicht im Nebel den frisch verschneiten Gletscher betreten zu müssen, den Graffenried'schen Weg am östlichen, rechten Gletscherufer bis auf den Schönenbühl hinunter benutzt; er fand bei den sogenannten „Mauern“ noch die Spuren der verfallenen „Saumstrasse“, von deren Erbauer er keine Kunde hatte. Heute geht man wieder wie die „röschten Knechte“ von 1419 von der Gfällalp gerade hinauf bis zur „Balm“, quert daselbst schräg aufwärts, wie es auch im „Prospekt“ punktiert ist, den „breiten flachen Gletscher voll Schründ und Spält zu dessen Vermeidung die Strass CC wieder aufgerichtet ist“. Dieser Ausdruck, wie der der „reparierten Strass“ bestätigt, was wir aus den Ereignissen von 1419 ansehen haben, dass nämlich der im 14. und 15. Jahrhundert gebräuchliche Saumweg durchgehends auf der Ostseite des Lötschberg-Gletschers verlief und das Eis nicht betrat. Mit *einer* Ausnahme. Der „Prospekt“ gibt mit GGG eine Linie an, längs und auf der Innenseite des obersten, gemauerten Strassenstückes, als „die Strass, welche im Winter über den Gletscher gebraucht wird, das Vieh darüber in Italien zu treiben“. Als eine „Wintervariante“ mag auch gelten, dass im „Prospekt“ auf der Bergseite dieses Strassenstückes ein Figürchen gezeichnet ist, einen Mann vorstellend, der offenbar in sitzender Position abrutschend, die Kehren

des Weges abschneidet. Als Grund der Wegverlegung werden im „Prospekt“ zwischen der Gfällalp und der Balm mit HHH bezeichnet: „Unterschiedliche Schneelauen, welche auf dem alten Weg viele Menschen bedeckt und getötet haben“.

Von dieser Gefahr, die in der Tat unbedeutend ist, wird in späteren Berichten nicht mehr geredet; gegen die der Schründe und Spalten auf dem Lötschenberggletscher suchte man sich auf eine sonderbare Weise zu sichern. In einem 1778 angeblich in London, tatsächlich in Bern, bey der typographischen Gesellschaft herausgekommenen Buch: Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens lesen wir wörtlich: „Es geht zwar noch ein anderer Weg von da ins Wallis, über Gastern in das Lötschthal, der nur für Fussgänger, auch im Winter brauchbar, aber sehr gefährlich ist; weil man über einen Gletscher geht, der viele Schründe hat. Deswegen geht man niemals allein. Versinkt einer in einen Schrund, so holt der andere zu Gastern ein dazu bestimmtes Seil und zieht ihn wieder heraus.“ Dass einige Vorsicht auf diesem Gletscher immerhin ratsam ist, beweist ein Abenteuer, welches der Verfasser im Juli 1872 daselbst hatte. Wir waren unser vier, ein alter und zwei junge Bergsteiger mit dem (1913 verstorbenen) Gadmerführer Andreas von Weissenfluh auf der Heimreise aus dem Wallis begriffen. Durch eine 14tägige Kampagne, bei welcher es an Risiken und Strapazen nicht gefehlt hatte, ziemlich „eingeteufelt“ und durch einen langen Morgenmarsch von Gampel das Lötschental hinauf bis Ferden und von da direkt zur Passhöhe, wo uns ein Schneegestöber empfing, etwas stumpf geworden, trollten wir uns auf v. Grafenrieds „Winterweg“ den frisch verschneiten Gletscher hinunter. Aus Bequemlichkeit und um nicht Zeit zu verlieren handhabten wir das Seil so, dass nur der vorausgehende Führer es regelrecht umgebunden hatte, während die Uebrigen es nach seiner Anordnung nur in der Hand halten sollten, mehr zur Wegleitung in dem herrschenden Nebel als zur Sicherung gegen Gefahr, die wir gering schätzten. Ich hatte kaum darauf geachtet, dass unser letzter Mann und Nestor, Papa Wyss, etwas murmelnd von „es ist besser so“, in allem

Gehen mit seinem Seilende einige hastige Manipulationen vorgenommen hatte. Ich erschreck daher tötlich, als ich einige Minuten später einen plötzlichen Ruck bekam, der mir fast das Seil aus der Hand riss und beim Umdrehen gewahr wurde, dass Wyss verschwunden war. Auf meinen Ruf eilten die andern herbei und mit vereinten Kräften ziehend, befreiten wir unsern Freund, der mehrere Meter tief in eine verschneite Spalte eingebrochen war, aus seiner misslichen Lage. Wäre er nicht angeseilt gewesen, so wäre er „ins Bodenlose gefallen“. Dass wir sogleich diese schlichte Vorsicht auf alle vier ausdehnten und den Gletscher, sobald es tunlich war, verliessen, ist selbstverständlich und ich habe mir diese Lehre für alle Folgezeit gemerkt. Pfarrer K. Stettler spricht in seinem lehrreichen Buche: Das Frutigland (Bern 1887) davon, dass beim Ueberschreiten des Gletschers seiner ganzen Länge nach wirklich schon für Menschen und Vieh Unglücksfälle vorgekommen seien. Mir ist davon aus neuerer Zeit nichts bekannt, ausser dass im August 1911 *neben* dem Gletscher die Leiche eines Arbeiters gefunden wurde, der im Herbst 1909 durch Unwetter und Kälte hier den Tod gefunden hatte.

Nachdem wir noch einen Blick auf die Höhe der Regizifurgge, 2930 m, zwischen Balmhorn und Ferden-Rothorn geworfen haben, wo einstmals die Grenze zwischen dem Zehnten Leuk und dem Frutigland verlief und von dem aus das Balmhorn in mühsamer Kletterei über seinen Südostgrat erstiegen werden kann, kehren wir dem Lötschberg, welcher uns nichts mehr zu sagen hat, den Rücken und steigen wieder hinunter ins „Dörflein Gastern“, wie im „Prospekt“ die wenigen Häuser auf dem linken Kanderufer heissen, überschreiten auf „schwankem Stege“ den jungen Bergstrom und steigen am andern Ufer nach „Selden“ hinauf. Bei dieser Häusergruppe macht das Gasterntal eine Wendung nach Nordosten und zieht sich über Heimritz, 1620 m, wo die letzten Hütten stehen, immer stärker ansteigend, über Rasen, Schutt und alte Moränen noch $1\frac{1}{2}$ Stunden weit hinein bis an den Fuss des Hundschüpfens, 1875 m, wo der Zunge des Alpetligletschers die Kander entströmt. Hier endigt das Gasterntal; zu-

gleich beginnt aber hier ein Uebergang nach Lauterbrunnen, dessen früheste Benutzung sich im Dunkel der Vorzeit verliert. Aus S. Bodmers Marchbuch von 1718, oder besser gesagt aus den Auszügen, welche Dr. Coolidge kürzlich in den „Blättern für bernische Geschichte, Kunst und Altertums-kunde“ aus dem im Berner Staatsarchiv aufbewahrten Manuskript veröffentlicht hat, lernen wir, dass dieser Landmesser zwischen 1705 und 1710 „über die grausamen Gletscher aus dem Lauterbrunnen in das Frutigland“ gekommen war, bei welcher Gelegenheit er auch am Nordabhang des Birghorns die früher erwähnte „verborgene Walliser Hochwacht“ gefunden hatte. Dann aber kam dieser Uebergang, der Tschingelpass, so ausser Uebung, dass im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts selbst die besten bernischen Kenner dieser Gegenden, die Gruner, Studer und Wyttenbach, darüber nur ganz verworrene Vorstellungen besaßen. Klarheit kam erst durch die Ueberscheidung des Passes, wiederum von Lauterbrunnen nach Kandersteg im Jahr 1790 durch Rudolf Meyer von Aarau, den Schöpfer des ersten Reliefs und des ersten wirklich brauchbaren Kartenwerkes der alpinen Schweiz. Im Jahr 1808 wurde der dritte bekannte Uebergang gemacht und in Zschokkes „Miszellen für die neueste Weltkunde“ beschrieben.

Wir kehren wieder ins Gasterntal zurück, um über dessen Lage, Umgebung, Klima und Bevölkerung an Hand alter Nachrichten historische Kunde zu geben, die uns zugleich in die Neuzeit hinüber führen soll. Zunächst stossen wir wieder auf die Namen Thormann und v. Graffenried, die man füglich als die Wohltäter des Tales bezeichnen kann. Die bei der sogenannten *Gasternpredigt*, von welcher noch zu reden sein wird, zur Verwendung kommende *Gasternbibel*, ein durch Druck und Einband mit silbernen Beschlägen auch äusserlich kostbares Stück, zeigt folgende Widmung:

Gott dem Allmächtigen und Allgütigen zu Lob und zu Beförderung seines heiligen Namens Ehr verehere ich Unterschriebener denen ehrsam und bescheidenen Einwohnern des wilden Tals Gasteren insgemein dies Buch, in welchem begriffen ist das Heilige Wort und Willen des Allmächtigen

Gottes, der einzige Trost unserer unsterblichen Seelen, die gnädige Verheissung unserer Erlösung und Seligkeit usw. Und wünsche hiermit von Herzen, dass durch Lesung dieser heiligen Bibel diese Einwohner zunehmen in der Erkenntnis, in welcher besteht das ewige und selige Leben. Amen. — Ulrich Thormann, alt Gubernator zu Aelen, Rechtsprecher in der hohen Appellationskammer des wälschen Landes, diesmaliger Besitzer des einsamen Hauses Ralligen, *patricius* der Stadt Bern. — Im Jahre als ich auf Bewilligung der hohen Obrigkeit zur Beförderung des gemeinen Nutzens und der Commerzien mit Hülfe Herrn Abraham von Graffenried, des Grossen Raths, Hauptmann über eine Kompagnie Auszügler, die Strass über den Gasterenberg bis an die Wallisgrenzen gegen Lötschen aufgerichtet hab. War das Jahr nach Christi unsers Erlösers und Seligmachers Geburt ein Tausend sechshundert sechsundneunzigste. Es soll diese Bibel allezeit verbleiben in Händen des ältesten Hausvaters oder Hausmutter derjenigen, so das ganze Jahr aus in Gasteren wohnen“.

Eine zweite Eintragung besagt folgendes:

„Als wir im Heumonath 1785 in das Gasterthal kamen, so zeigte man uns diese Bibel. Durch die Länge der Zeit war das Buch, insonderheit der Einband, sehr übel zugerichtet. Wir machten uns nun eine grosse Freude daraus, dasselbe, so wirklich hundert und ein Jahr alt ist, durch einen neuen Einband auf die älteste Zeit hinaus in gutem Stand zu erhalten und wir haben keine Kosten sparen wollen durch einen schönen Einband unsere Ehrfurcht zu bezeugen, so wir gegen dieses heilige Buch haben. Wir schenken euch nun durch den neuen Einband eure Bibel zum zweitenmal, ihr entlegenen Bewohner dieses einsamen Tales. Empfanget dieses Buch wieder zurück, das euch und euren Vätern soviel Trost gab — das Buch, das euch den Allmächtigen kennen lehrt, der euch und alles schuf etc. etc.“

Viktor von Wattenwyl, Dragonerhauptmann, Beat von Tschanner, Dragonerhauptmann, Johann Rudolf Bucher, Jägerhauptmann, sämtlich des Grossen Rates des Standes Bern, welche wegen einer aus Gastern vorzunehmenden Holzlieferung samt dem Herrn Oberförster Gaudard dahin gekommen

sind, die beiden ersten als Assessoren in der Holzkammer und ich Joh. Rudolf Bucher als *Secretarius* 1785.

Hausväter fanden sich noch folgende im obigen Jahre in Gastern: Peter Künzi, Bäuertvogt. Peter Germann. Peter Grossen. Christen Grossen. Christen Grossen der Sohn. Peter Grossen. Gilgen Grossen. Christen Holzer. David Stoller. Hans Ritter. Gilgen Holzer und Peter Germann, also 12. Weiber 11, Söhne 15, Töchter 12. — Summa 50 Seelen.“

Wenn die Beamten der Holzkammer, die eine Abteilung der staatlichen Verwaltung bildete, sich selber in das Gastern-tal bemühten, wo sie offenbar freundliche Aufnahme gefunden haben, so muss damals der Holzreichtum des Tales nicht nur den 50 Einwohnern genügt, sondern sogar einen mässigen Export erlaubt haben. Man ist fast versucht anzunehmen, dass dieser Export auch geschadet habe. Darauf deuten wenigstens einige Bemerkungen des bernischen Forstmanns Karl Kasthofer, welcher 1811 dieses Tal bereiste und mit einem Führer, allerdings unter Zittern und Zagen, über den Kandergletscher bis zum Mutthorn vordrang. Auffällig ist auch die rasche Abnahme der dauernden Wohnbevölkerung des Tales. 1812 hatten von 12 Hausvätern oder „Bäuertmannen“, die sich da befanden, nur 9 oder 10 eine im Winter bewohnbare Behausung. Und auch diese scheinen schon damals, wie es jetzt der Brauch ist, nicht den ganzen Winter im Tale ausgehalten zu haben, sondern nur solange, bis das im vorhergehenden Sommer eingeheimste Heu verfüttert war und bevor die von den Fisistöcken und dem Balmhorn rechts und links fallenden Lawinen das Auswandern mit der Viehware gefährlich machen.

Die auch nach meinen Beobachtungen zunehmende Verwilderung des Tales scheint mir von diesen Stein- und Eisschlägen der Natur mehr verursacht zu sein als von unvorsichtigen Kahlschlägen der Menschen. Auch die Ueberschwemmungen im Talgrund, von denen gelegentlich behauptet wird, dass sie den Besuch des Seelenhirten von Frutigen zur Gasternpredigt verhindert hätten, müssen mehr den Einwirkungen der unreguliert fliessenden Kander zugeschrieben werden als solchen Abholzungen, die übrigens

nicht geleugnet werden sollen. Verwilderung ist das natürliche Schicksal aller Hochgebirgstäler, wo der Aufforstung und der Alpkultur nicht genügende Aufmerksamkeit geschenkt wird oder staatliche Mittel zur Verfügung stehen.

Von solchen schlimmen Naturereignissen berichten manche Eintragungen in der Gasternbibel. So erzählt ein Pfarrvikar, Friedr. Meley, vom 11. August 1834: „Am nämlichen Tage riss am Abend, was seit 100 Jahren oder mehr nicht geschehen ist, der Silbergletscher [heute Faulengletscher genannt, am Westhang des Doldenhorns] los, verwüstete eine grosse Strecke Weges und Landes, wovon noch wenige Spuren zu sehen sein werden“. Und schon 1810 zog der Berner Professor der Naturgeschichte, Friedrich Meisner, „von einem verständigen Manne, welchen er in der Gaststube des Wirtshauses zu Kandersteg antraf“, folgende Erkundigung ein: „Eine Schneelawine, die von den Felsen des Altels herabstürzte und eine Wohnung mit drei Menschen begrub, andere, die vom Balmhorn und dem gegenüberliegenden Doldenhorn her Wälder niederwarfen, die zuvor immer verschont geblieben waren und Schutz gewährt hatten, setzten die guten Leute in Schrecken und warnten sie vor einem Schicksale, das ihnen und ihren Hütten über lang oder kurz allzumal widerfahren konnte. Seitdem bleiben sie im Winter nicht mehr in Gastern“.

Der gleiche Gewährsmann — und diese Schilderung wird auch von anderen Talbesuchern bezeugt — setzte aber hinzu: „Im Sommer ist Gastern kein schlimmerer Aufenthalt als andere Alpengegenden. Herrliche üppige Wiesen umgeben die Hütten des Dörfchens. Einfach, still und friedlich ist das Leben seiner Bewohner. Ihre Herden geben ihnen Nahrung und Kleidung; 92 Kühe, 800 Schafe und 200 Ziegen finden auf den umliegenden Alpen hinlängliche Weide. Die Wolle wird von den Weibern zubereitet, gesponnen, das Tuch von ihnen selbst gewebt und ungefärbt getragen. Jegliche Art des Luxus ist hier noch unbekannt.“

Dieses Idyll wurde auch von schädlichen oder wilden Tieren selten gestört. Nach Aeusserungen von Pfarrer Stettler sollen sich „unter den Steintrümmern, besonders auf der

Sonnenseite, häufig Schlangen zeigen, wie behauptet wird, auch giftige“. Jedenfalls haben die Bewohner einen mächtigen Respekt vor dem Schlangengezücht und ich habe es 1886 selber erlebt, dass um meiner zwei kleinen Buben willen eine harmlose Ringelnatter von den Hirten in Selden erschlagen wurde. Pfarrer Stettler hat 1881 eine ebensolche tot unter seinem Scheunendach aufgehängt gefunden. Als Antwort auf die Frage: Wozu das? bemerkt Stettler: Das Fett von Schlangen, äusserlich angewendet, gilt als Heilmittel gegen giftigen Schlangenbiss. Sonst scheint Aberglauben in Gasteren nicht verbreitet zu sein; mir ist nur bekannt, dass auf der Gfällalp sich eine Tanne oder Lärche befindet, in welche hinter einem eingeschlagenen Zapfen ein Hexenmeister einst die Pestspinne gebannt habe. Wie der letzte Bär in Gastern erlegt wurde, darüber erzählen Meisner und Kasthofer eine köstliche Geschichte: Der Bär war aus Wallis über den Berg in das Gasterntal gekommen und hatte daselbst unter den Herden grosse Verheerung angerichtet. Da beschliessen die Hirten, mehrenteils geübte Gemsjäger, gemeinschaftlich Jagd auf ihn zu machen. Seine Spur führte sie den Langen Gletscher [Lötschberggletscher] hinauf nach den Eismassen des Schilthorns zu. Der Bär ward durch einen Schuss verwundet und nahm die Flucht ob dem Rande einer mehr als 1000 Fuss hohen senkrechten Felswand hin, auf welcher Chorrichter Grossen nicht weit von dem tiefen Abgrunde stand. Wie der Bär den Jäger erblickt, richtet er sich auf und geht auf ihn los. Der Mann schlägt an, drückt los, aber unglücklicherweise brennt nur das Pulver von der Zündpfanne ab. Welche Lage! Doch der Jäger verliert in der höchsten dringenden Gefahr des Lebens seinen Kopf keinen Augenblick; er räumt das Zündloch, schüttet frisches Pulver auf, zielt und stürzt den Bären tot zu seinen Füßen nieder, der nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war. Der Bär ward nun im Triumph zu den Hütten hinab und nach der Tellenburg, dem Sitze des Landvogts, geschleppt. Die Haut wurde lange im Landhause zu Frutigen aufbewahrt. Aber über die Verteilung des Schussgeldes, 10 Dublonen, die von der Regierung nach Gastern geschickt wurden, erhob sich bit-

terer Streit und Jahrzehnte lang nachwirkender Hader, indem nicht nur der, welcher den ersten Schuss getan und der, welcher die Bestie erlegt hatte, sondern alle, die zur Jagd ausgezogen waren, Anspruch auf die Prämie erhoben.

Wir beschliessen unsere Beschreibung des Gasterntals mit einem *Gang zur Gasternpredigt*, bei welchem wir Lese-früchte und eigene Erinnerungen, alte, neuere und neueste Zeitereignisse und Eindrücke in eins zusammenzufassen suchen, eingedenk der Wahrheit, dass auf rein menschlichem Gebiete immer die Vergangenheit durch die Gegenwart zur Zukunft den Kreislauf schlingt. Schon die Schenkung von 1696 weist darauf hin, dass die „Gasternpredigt“, d. h. der öffentliche Gottesdienst, welchen alljährlich einmal im Juli oder August während der Heuernte, zu der sich die Leute von Mittholz und Kandersteg, etwa 60 an der Zahl, oben einzufinden pflegen, der Pfarrer von Kandergrund abzuhalten verpflichtet ist, ein altes Institut ist, das bis in die neueste Zeit hinein seine Anziehungskraft auch auf unverbildete Städter bewahrt hat. Als Besucher der Predigt im Jahre 1825 haben sich in die Gasternbibel eingetragen: Herr Freudenreich, Oberamtmann von Wimmis, und sein Sohn, Herr Karl Fischer von Oberhofen, alt Oberamtmann von Signau mit seiner Gemahlin und zwei Kindern, Georgina und Emma Fischer von Bellerive, Hauptmann Klopfenstein von Frutigen mit seiner Jgfr. Schwester Elisabeth, Peter Grossen, Chorricher und Abraham Grossen, Schulmeister im Kandersteg, Kirchmeier Schmid und einige Sängler und Sänglerinnen von Kandersteg. Von dem Gesang dieser Jugend urteilte einer der Teilnehmer zu Pfarrer Gyger, dass er „wohl Gott gefällig wie Abels Rauchsäule durch das blaue Himmelszelt dringe“. Und noch ein Besucher von 1874, der darüber in der „Alpenpost“ berichtet, hat von diesem Gottesdienst im „grössten Dom der Christenheit“ und vielleicht noch mehr von dem „imposanten Chor unseres Naturtempels“, dem Hintergrund des Gasterntals, am Fuss des Alpetligletschers, einen nachhaltigen Eindruck bekommen.

Treten nun auch wir diese Pilgerfahrt an. „Der Eingang in dieses einsame Alpenthal geht eine Stunde oberhalb Kan-

dersteg durch einen engen, finstern, schrecklichen Felsenschlund, die Klus genannt, der Kander entgegen, die zwischen den senkrecht zu den Wolken emporsteigenden Felsen über herabgestürzte Trümmer furchtbar schäumend und tobend ihren Ausgang in die Ebene von Kandersteg sucht.“

Als wir, ein junger Freund vom S. A. C. Bern und der Verfasser, am Morgen des 10. August 1913 von Kandersteg aus, wohin wir am Vorabend mit der Lötschbergbahn gelangt waren, die Klus hinauf pilgerten, verfehlten wir nicht, bevor wir in derselben auf das rechte Kanderufer übergingen, einen Blick auf die Felswand zu unserer Rechten zu werfen, wo eine Marmortafel folgende Inschrift trägt:

Egon von Steiger
von Bern,
dem begeisterten Freunde der Alpen,
geb. 9. März 1882 — verunglückt 10. Juni 1903
am Balmhorn.

Seine Freunde im Alpenklub und Skiklub Bern.

Es liegt tragisches und versöhnliches in manchem Bergsteigertod, aber diese Tafel besagte nicht alles, was wir wussten. Dieser blühende und lebensfrohe Jüngling hatte ein erstes *Memento mori* empfangen, als am 26. Februar 1902 auf dem Grenzgletscher bei Zermatt zwei seiner Gefährten, ebenso junge und ebenso begeisterte Bergsteiger wie er, fast vor seinen Augen jählings in eine mit Neuschnee gedeckte riesige Gletscherspalte stürzten, aus welcher sie nur mit Mühe als Leichen geborgen werden konnten. Tief erschüttert war Egon v. Steiger damals nach Hause gekommen und bald darauf hatte er, eingedenk des Notker'schen Spruches: *media in vita morte circumdati sumus*, für alle Fälle sein Haus bestellt. Unter anderm legierte er in seinem Testamente der Sektion Bern S. A. C. eine grössere Summe „für eine Klubhütte, abseits vom Touristen-Getriebe und dem ächten Bergsteiger dienlich.“ Dann aber hatte er sich dem Leben wieder freudig zugewendet, seine juristischen Studien mit Eifer betrieben und war zur Erholung in den geliebten Bergen gewandert. Dort ereilte auch ihn das Geschick. Bei einer Rekognoszierung

— eine eigentliche Besteigung war nicht geplant — stürzte v. Steiger am 10. Juni 1903 oberhalb der Wildelsigenhütte am Nordgrat des Balmhorns infolge Ausbrechens einer Platte ab, während der Führeraspirant Minnig mit dem Schrecken davon kam, indem das sie verbindende Seil am Felsen zerriss.

Aber nehmen wir unsere unterbrochene Wanderung in der Klus wieder auf. „Eine halbe Stunde lang steigt man über den vom Tageslicht wenig erhellten und vom Wasser des schäumenden Stromes immer benetzten Felsenweg durch die enge Kluft hinan, bis sich die Felsen weiter auseinander begeben, um einer Ebene zwischen sich Raum zu lassen, die auf allen Seiten von hohen, fast aller Vegetation beraubten Felsen umschlossen und deren Grund mit abgestürzten Trümmern bedeckt ist. Auf der gegen Mittag gekehrten Seite stehen auf den am Fusse der Felsen liegenden Schutthalden vereinzelte, zum Teil zersplitterte Tannen, mehrere liegen, vom Sturm der Lawinen entwurzelt, nieder- und durcheinandergeworfen. Gegenüber, an der nordwärts gewendeten Seite, erblickt man noch auf jedem Felsenbände, wo etwas Erdreich haften mag, Lärchenbäume und einige Arven; längs dem Ufer der trüben Kander stehen hier und da einige Weiden, Vogelbeerbäume und Ahorne.“ Diese Schilderung von 1810 hatte noch 1913 nichts an ihrer Wahrhaftigkeit eingebüsst. Nur dass wir von Lärchen wenig und von Arven nichts entdecken konnten und dass natürlich die Holzbestände jetzt in besserer Ordnung gehalten, auch der Weg von der Klus an taleinwärts gut gebahnt war. Gleich beim Eintritt in den Gasternboden führte ein Steg nach rechts hinüber und eine verlockende Wegtafel verhieß modernen Komfort im „Hotel und Pension Waldhaus“ daselbst. Dieses bei den Kurgästen Kanderstegs als Ausflugsziel für den *five o'clock tea* beliebte Wirtshaus steht inmitten eines noch ansehnlichen Waldbestandes neben einigen Hütten, die schon in den alten Reisebeschreibungen erwähnt werden. Hier mündet auch der oben Seite 264 erwähnte, von dem Gemmipassweg bei der Winteregg abzweigende Seitenpfad, von dem der gute Meisner sagt, dass er „an schaudervollen Abgründen hinunterführt und dass er von niemand betreten werden darf,

als wer seines Kopfes und seiner Füsse vollkommen sicher ist“. Tatsächlich war er schon 1876, wo der Verfasser in grösserer Gesellschaft diesen Abstieg durch „die Schüpfen“ von Schwarzenbach her machte, um sich für eine missglückte Wildstrubeltour zu entschädigen, damit nicht so schlimm bestellt und die einzig missliche Stelle, wo man durch ein Felsloch schlüpfen musste, soll seitdem durch Sprengungen gut gangbar gemacht worden sein.

Beim Weiterwandern, unterwegs eingeholt von Stadt- und Landleuten, die ebenfalls zur „Gasternpredigt“ wollten, warfen wir flüchtige Blicke hinauf an die Wände von Wildelsigen, um die hoch oben liegende Klubhütte der Sektion Altels S. A. C. zu erspähen, wo unser Freund Egon v. Steiger die letzte Nacht seines Lebens zugebracht hatte. Dagegen konnten wir trotz Suchens die „Einbruchsstelle“ vom 24. Juli 1908 nicht finden, unter welcher in der 180 Meter tiefer liegenden Tunnelstrecke bei Km. 2.675 24 Arbeiter, meist Italiener, den letzten Schlaf schlafen. Seit dieser Katastrophe ist man darauf aufmerksam geworden, dass die Kander, deren Oberlauf im Gasterntal im Winter oft fast wasserleer ist, an mehreren Orten versickert, um weiter unten, durch unterirdische Wasserläufe verstärkt, in grosser Fülle wieder zutage zu treten. Wie mir mein Begleiter, welcher den „Bernischen Kraftwerken“ nahe steht, erklärte, findet nun ein von dieser Gesellschaft angeordneter regelrechter Ueberwachungsdienst dieser „*Pertes de la Kander*“ statt, um Ueberaschungen vorzubeugen.

So in Gesprächen weiter wandernd, kamen wir bald zu der Stelle beim Brandhubel, von welcher Meisner sagt: „Abermals treten die Felsen nahe zusammen, durch eine zweite enge Kluft wie bei der Klus geschieden, durch welche die Kander hervorbricht. Ist man durch diese Kluft hinaufgestiegen, so betritt man die Fläche, wo das Dörfchen Gastern liegt. Dieses ist von weniger steilen Halden umgeben, die rechts gegen die Gletscher des Balmhorns, links zum Doldenhorn hinansteigen. Dort stehen noch hoch hinauf Lerch-tannen und Arven, hier reichen Wälder von Rottannen bis in den Talgrund herab, zum Schutz für die Hütten gegen ab-

stürzende Felsen und Lawinen“. Auf einer Wiese bei Selden, vor der Hütte von Peter Künzi, des ältesten Hausvaters des Tales, bei welchem jetzt die „Gasternbibel“, eine Piscator-übersetzung von 1684, aufbewahrt wird, wurde 1913 die Gasternpredigt gehalten. 1810 wurde „in Ermangelung einer Glocke das Zeichen zum Anfang des Gottesdienstes durch Pfeiffen auf den Fingern gegeben, worauf die im Tal umher zerstreuten und mit Mähen beschäftigten Männer augenblicklich ihre Arbeit verlassen und an dem bestimmten Platze sich versammeln. Und nun erschallen in diesem erhabenen, hehren Tempel der Natur, dessen Säulen der Ewige selbst aufgerichtet und mit dem blauen Himmel überwölkt hat, die rührenden Lob- und Danklieder der andachtsvollen Christenmenge, begleitet vom dumpfen Krachen des Gletschers oder dem fernrollenden Donner stürzender Sommerlawinen und der würdige Diener des Wortes stehend am Abhange des Berges, verkündet den um ihn her Gelagerten die Grösse, Macht, Weisheit und Güte des Herrn des Himmels und der Erde, der sich hier in allen Umgebungen selbst so vornehmlich zu erkennen gibt.“

Zum Glück für die Sache waren die Anordnungen 1913 nicht allzusehr modernisiert worden. Zwar die Predigt war schon Wochen zum voraus angesagt und der Beginn mit Rücksicht auf die beliebten Verspätungen der Lötschbergbahn reguliert worden. Der amtierende Pfarrer von Kandergrund war schon Tags zuvor heraufgekommen und hatte den frühen Morgen zu einem Besuch im Heimritz und bis an den Kandergletscher ausgedehnt, in den „Chor dieses Naturtempels“, wo sich in der grossen Stille des Gebirges trefflich meditieren lässt. Vorausgesetzt immerhin, dass man dabei nicht in den Schussbereich, der von der Gletscherzunge herabrollenden Blöcke gerät, wie dies dem 20jährigen Edward Whymper begegnete, der 1860 hier sein erstes Gletscherabenteuer bestand. Von der grossen Stille des Gebirges und was sie uns sage, predigte denn auch der Herr Pfarrer einer andächtigen Gemeinde, die sich aus Landleuten, einigen aus dem Unterland herbeigekommenen Herren und Damen, meist Bekannten des Herrn Pfarrers, ganz wenigen „Fremden“ aus

Kandersteg und ein par Zürcherstudenten zusammensetzte, die in einer Hütte drüben am Leitibach ihre „Ferienkolonie“ betrieben. Aber auch das Evangelium der sozialen Arbeit verkündigte der Prediger, der bis vor kurzem die Kanzel in einer ostschweizerischen Industriestadt innegehabt hatte. Ein trotz knapper Vorbereitung und Probe leidlich einträchtiger Chor von Männer-, Frauen- und Kinderstimmen rahmte die Predigt ein und wir trösten uns als *homines bonae voluntatis* der Zuversicht, dass „der Kirchengesang der sündigen Städter nicht das Schicksal von Kains Brandopfer teilte“, wie eine Eintragung von 1825 in der Gasternbibel besagt. Nach geendetem Gottesdienste wartete einst „dem Pfarrer ein gastfreundliches Mahl in einer der Hütten, das aus den einfachen Bergspeisen der Hirten besteht“. Ganz so frugal speisten weder der Herr Pfarrer und seine Verwandten noch wir Berner in dem seit 1912 bestehenden kleinen „Hotel Petersgrat“ in Selden. Aber als mein junger Freund und ich Abschied nahmen, um noch selbigen Abend nach Bern zurückzukehren, eine Rückreise von knapp 5 Stunden, während man 1810 nur bis Frutigen deren 6 rechnete, durften auch wir wie jene patrizische Gesellschaft von 1825 rühmen, dass wir „dies einsame, an Naturschönheiten reiche Tal mit dankerfülltem Herzen, gestärkt an Leib und Seele, verlassen und dieses frohen Tages auch im Getümmel der Welt immer mit Freude und Rührung gedenken werden“.

Die Burgdorfer Hühnersuppe.

Von Rud. Ochsenbein, Burgdorf.

I.



usser der 1729 gestifteten „Solennität“ war im alten Burgdorf die „Hühnersuppe“ unzweifelhaft die populärste Festlichkeit; ein Vorrecht der ehrsamten Frauen der Stadt, auf das sie nicht wenig stolz waren.

Nach der jetzt verbreiteten Tradition soll die Veranlassung zu der Stiftung der Hühnersuppe ein glücklich erfochtener Sieg